

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 249.

Dienstag, 24. Oktober.

1916.

Wenn die Blätter fallen.

(5. Fortsetzung.)

Roman von Hans von Selgarh.

(Nachdruck verboten.)

„Darauf rechne nicht“, hart wie Eisen klang jedes Wort des Vaters, „niemals werde ich meine Meinung ändern. Übrigens zeigst du dich in deinen Plänen ja als recht liebevoller Sohn, der es nicht abwarten kann, die Autorität der Eltern abzuschütteln. Doch sei versichert, ich gebe dir mein Wort darauf, und du weißt, mein Wort gilt wie ein Schwur; in dem Augenblick, da du gegen meinen Willen handelst und deinem Künstlertraum nachjagst, in dem Augenblick bist du für uns gestorben, hast du Eltern und Heimat für immer verloren. Dieses diene dir zur Warnung für später. Heute handelt es sich ja nicht um deinen Beruf, sondern um deine Liebesgeschichte mit der kleinen Erika, und da du vorläufig noch unter meinem Willen stehst, so werde ich die Sache in Ordnung bringen. Für euch ist es das Beste, ihr seht euch längere Zeit nicht wieder, und da dein Urlaub in wenigen Tagen zu Ende, läßt es sich ja leicht durchführen. Unangenehme Sachen erledigt man am besten sofort, und so werde ich Malten sogleich auffuchen“, damit verließ der alte Freiherr hart und in stolzer aufrechter Haltung seinen Sohn.

Sie sahen sich aber dennoch, die beiden jungen Menschen.

Zwar war der Oberförster genau so empört wie der alte Baron über die unvernünftigen Kinder, und sein Born entlud sich schwer über dem Haupte der guten Tante Mie, die ihren Schützling so schlecht gebietet.

Wenn diese nun auch schweigend ihres Bruders Vorwürfe ertrug, so war sie doch viel zu schwach den Tränen und schmeichelnden Bitten ihres Lieblings Erika gegenüber — auch dünkte es sie wundervoll romantisch, der Schutengel des jungen Liebesglücks zu sein — und so vermittelte sie immer wieder ein Zusammentreffen der jungen Liebenden, nicht nur jetzt, sondern auch die folgenden Jahre, wenn Werner einmal einige Tage zu Hause verlebte, was immer seltener und immer ungemütlicher ward.

Trübe Wolken zogen sich über den beiden befreundeten Häusern zusammen.

Es schien, als wäre über den gutmütigen, soliden Werner ein böser Geist gekommen, eine grenzenlose Verschwendungsucht, ein sich Betäuben-wollen durch Spiel und Trunk.

In der Provinzialhauptstadt ward er eine bekannte Persönlichkeit, und mit ihm der junge Jägerleutnant Hans Magnus von Malten, der, immer schon sehr unter Werners Einfluß stehend, diesem willenlos in den Pfuhl der Ausschweifungen folgte.

Vergeblich versuchten die Väter durch Strenge und Frau Marie-Luise mit Bitten und Tränen die leichtsinnigen Freunde zur Umkehr zu bewegen.

Unter dem wohlthätigen Einfluß der Heimat gelobte Hans Magnus zwar immer wieder Besserung und versprach reuevoll, Werner und die wüsten Zerstreungen zu meiden.

Aber kaum zurückgekehrt in die Garnison, verfiel er wieder den alten Versuchungen und folgte dem schlechten Beispiel seines Freundes, der kühl und lächelnd erklärte, als Soldat sich nicht ändern zu wollen, sondern nur, wenn er seinen Abschied nehmen und sich der Kunst widmen dürfe, ein besseres, solideres Leben zu beginnen.

Doch auch der alte Freiherr bestand auf seinem Willen. Immer wieder bezahlte er die Schulden seines leichtsinnigen Sohnes, selbst als noch eine neue Hypothek auf das schon stark belastete Gut aufgenommen werden mußte.

Er sowie Marie-Luise wollten die Hoffnung nicht aufgeben, daß ihr eigentlich so gut und ernst beanlagter Jüngster doch eines Tages zur besseren Einsicht kommen, daß ihm das wüste Leben zum Ekel werden müsse und sie dann die schweren Opfer doch nicht vergeblich gebracht.

Und mit ihnen hoffte und bangte Claus um den Bruder. In rührender Uneigennützigkeit schränkte er sich auf das Äußerste ein, immer wieder versuchend, durch seine so offen gezeigte herzliche Liebe etwas Einfluß auf Werner zu erlangen, doch stets vergeblich.

Der einzige Mensch, dem gegenüber sein Bruder der Werner von einstmals geblieben, war Erika.

War er mit ihr zusammen, da erwachte dann wohl alles, was gut und edel in ihm, und oftmals bereute er unter heißen Tränen seinen wüsten Lebenswandel.

Ihr gegenüber sprach er ernst und doch hoffnungsvoll von der Zukunft, und sie glaubte an ihn, glaubte ohne Zweifel und Mißtrauen auch dann noch, als er an seinem einundzwanzigsten Geburtstag aus seiner Garnison verschwunden, nachdem er ein halbes Jahr Urlaub genommen und seinen endgültigen Abschied erbeten, um sich fernerhin nur der Kunst zu widmen.

Von diesem Augenblick an war er tot für seine Angehörigen, und Tante Mie rang verzweifelt die Hände über den ungeratenen Menschen, der ihren Liebling unglücklich gemacht, und unter bitteren Tränen und Selbstvorwürfen bereute sie, gegen den Willen ihres Bruders gehandelt zu haben.

Aber Erika verlor nicht ihren Glauben, ihr festes Vertrauen, sie lauschte der alten ewigen Sehnachtsweise in ihrem Herzen und träumte wie alle das Märchen vom Glück.

Sie gedachte ihres letzten Beisammenseins, da alles Lebens Tiefstes, Süßestes, Beste und Heiligstes sie beide durchschauert. Wie tren und fest er ihr in die Augen geschaut, als er ihre beiden Hände warm in den seinen gehalten, und wie ernst, gleich einem Schwur, er zu ihr gesprochen: „Ich sage dir jetzt auf lange Zeit lebewohl, meine Erika, mein süßes Lieb. Hab Dank für deine Lieb und Tren und daß du an mich geglaubt und zu mir gehalten trotz allem. Behalte mich ferner lieb und glaube auch weiterhin an mich. Wenn die ganze Welt, wenn alle, alle mich schmähren und verdammten, wenn sie mich ausstoßen aus ihrem Kreise, du darfst dich nicht zu ihnen gesellen, du gehörst zu mir“

für Zeit und Ewigkeit, du bist mein und sollst es bleiben. Du bist das größte, heiligste und reinste Gefühl meines Lebens, mein Glaube und meine Heimat. Etwas muß der Mensch im Leben haben, das unbefleckt und hehr wie ein Stern ihm den Weg weist zur Höhe, und dieses leuchtende Gestirn bist du für mich. — Wohl liegen zwei hundert Jahre hinter mir, die ich gern auslöschen möchte aus meinem Leben. Aber mit dem heutigen Tage werde ich ein anderer, besserer Mensch, und mein ganzes Leben soll dem Bestreben gewidmet sein, deiner würdig zu werden. Ich quittiere den Dienst und widme mich der Kunst, und glaube mir, es wird mir gelingen. In wenigen Jahren — wir sind ja beide noch so jung und können warten — da hoffe ich so weit zu sein, dich als geliebtes Weib für immer an mein Herz zu nehmen. Die Welt ist ja so groß, meine Erika, da wird sich schon ein Plätzchen finden, das uns auf Erden zum Paradiese wird. Die Heimat kann man mit dem Menschen, der sein Bestes ist, in die fernsten Fernen tragen. Darum glaube an mich und warte meiner in Treue. — Fünf Tage nach meinem einundzwanzigsten Geburtstag gehe an die alte Eiche, die ja immer schon der Berstedt unserer schriftlichen Grüße gewesen. Der alte Johann ist treu und verschwiegen und wird meine Grüße für dich dort sicher verbergen. Sobald meine Pläne, meine nächste Zukunft, bestimmt sind, schreibe ich dir alles Nähere, auch meine Adresse, wo deine Grüße mich erreichen. Also sprich, Liebling: glaubst du an mich und bleibst du mein, wenn auch alles und jedes gegen mich spricht?

Da war sie ihm unter Schluchzen, das fast einem seligen Zucken gleich, in die Arme gesunken.

Erwartung auf bald erfüllte Frühlingssehnsucht webte durch die Natur, ein jeder Vogel schien ein Lied der Sehnsucht zu singen und der Duft der Frühlingsblüten lag über der Welt. — Und eine Welt von seligem Hoffen und junger Kraft lag in den jungen Stimmen, in den leuchtenden Augen, als sie einander ewige Treue schworen.

Dann ward das Urteil über Werner gesprochen, doch Erika glaubte an ihn.

Glaubte und vertraute ihm, wie sie es ihm gelobt in jener wunderbaren Stunde der Enthüllung ihrer Liebe — vertraute ihm selbst in den Augenblicken tiefster Verzweiflung, wenn sie immer wieder vergeblich die alte Eiche nach einem Gruße, einem Lebenszeichen von ihm durchsuchte.

Zimmer wieder gedachte sie jener Stunde, da sie sich ihm gelobt, die Hoffnung und Erinnerung, Zukunft und Vergangenheit für sie war.

Doch allmählich ward sie müde, und ehe noch ein Jahr seit Werners Verschwinden vergangen, ward sie die Gattin des reichen Grafen Bergen, und sie versuchte, die Erinnerung an Werner in ihrem Herzen zu ertöten, wie es die Pflicht gebot.

Sie wollte die Vergangenheit auslöschen und der Gegenwart leben, und ein neuer Glaube an eine Zukunft sollte stark werden an einem neuen Inhalt ihres Lebens.

* * *

Über die alten, spitzgiebeligen Dächer blühte der Mond herauf, hell flammte das silberne Mondeslicht in die Fenster und sagte die Schläfer wie mit Händen an, und immer noch sahen die nach so langen Jahren wieder vereinten Kindheitsgenossen beieinander.

Und als sie dann endlich ihre Zimmer aufgesucht, konnten sie beide den Schlaf nicht finden.

Alles war wieder erwacht in ihnen, Träume, Erinnern und Sehnen, das wilde Verlangen, das stille Leid vergangener Tage.

Ein Stück verlorenes Jugendland war wieder aufgestanden, einst gesponnene ideale Jugendträume wieder erwacht.

Von dem Paradies der Kindheit, von seligen Jugendtagen hatten sie geplaudert.

„Weißt du noch?“ fragten sie einander immer wie-

der, und sehnen, heiße Augenpaare tauchten ineinander und fragten mit: „Weißt du noch?“

Doch von dem sprachen sie nicht, was doch beide übermächtig bewegte — nicht von ihrer heißen, jungen Liebe, nicht von jener Zeit, da der Frühling über der Erde, über ihrem Leben lag mit süßem, schwerem Sauch, mit seliger Unruhe und süßer Erwartung.

Auch nicht von dem, das dann gekommen, als sie einander verloren; es war, als fürchteten sie an die Heiligkeit ihrer reinen, ersten Liebe zu rühren, den Zauber ihres endlichen Wiedersehens zu zerstören.

Aber allein im Schweigen der Nacht, da stürmten die Fragen über sie hin, da flammte es empor in ihnen, der wilde Trotz gegen das Schicksal, gegen ein verfehltes Leben.

Warum mußte es so kommen, so traurig so anders, als man erhofft und ersehnt?

An wem, woran lag die Schuld?

Jeder beschuldigte in Gedanken den anderen der Treulosigkeit, und dennoch wußten sie beide, was auch von jedem geschündigt, was das Leben ihnen beiden auch gebracht an Schuld und Leid, an Gutem und an Bösem, eins war nicht erstorben in ihnen, eins lebte noch genau so heiß, so tief und rein in ihnen wie in fernem Jugendtagen, ihre große, gewaltige, unsterbliche Liebe.

Und die lange, bange Nacht ging über sie hin — endlos erschien sie den mit sehnüchlichen Herzen dem Morgen entgegen Harrenden.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die Luftkampfmittel unserer Feinde. Unter den zahlreichen Kampfmitteln der modernsten Gegenwart, die im Verlaufe des Weltkriegs erst endgültig praktisch geformt wurden, haben — neben der schweren Artillerie und gewissen chemischen Hilfsmitteln — die Luftkampfmittel bei Freund und Feind den größten und schnellsten Entwicklungsgang durchgemacht. Darum ist es von allgemeinem Interesse, die Besonderheiten der gegenwärtig gebrauchten Luftkampfmittel unserer Feinde einer zusammenfassenden Betrachtung zu unterziehen. Denn die Luftwaffe entbehrt im Frieden begreiflicherweise am meisten der praktischen kriegsgemäßen Übung, und erst jetzt ist das Luftfahrzeug zum regelrechten Kampfmittel geworden. Die Hauptunterscheidung der Luftkampfmittel ist bekanntlich die der Luftschiffe und der Flugzeuge. Wenn auch über die Konstruktionen und inneren Einrichtungen der einzelnen beim Gegner gebräuchlichen Systeme ganz genaue Angaben nicht gemacht werden können, da natürlich auch unsere Gegner ihr militärisches Geheimnis streng bewahren, so verfügen doch unsere Feinde über weniger wirksame geheime Mittel als wir, da sie sonst nicht verfehlt hätten, uns durch zahlreiche Überfälle in der Luft zu begrüßen. Nach allen gesammelten Erfahrungen steht fest, wie Hauptmann Otto Lehmann in einer Besprechung der Luftwaffen unserer Gegner im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ ausführt, daß bei den Luftschiffen das starre System sich im Kriegsgebrauch den ersten Platz errungen. Frankreich und England aber zogen im Frieden das halbstarre oder völlig unstarre System vor. Diese Systeme aber sind für Fahrten mit großem Aktionsradius und großer Tragfähigkeit kaum geeignet. Rußland und England haben es, wie wir wissen, bisher nicht vermocht, ein Luftschiff zu konstruieren, das unseren Zeppelin auch nur halbwegs gleichkäme. Im allgemeinen kann behauptet werden, daß das französisch-englische Luftschiffmaterial in den einzelnen und so wichtigen feinsten Kleinigkeiten nicht genügend durchdacht und durchkonstruiert ist. Beim Flugzeug wiederum müssen die besten und natürlichen Waffen Steigfähigkeit und Schnelligkeit sein. Für die Schnelligkeit gibt es überhaupt keine theoretische Grenze. Außerordentlich wichtig ist auch die sogenannte „Wendigkeit“ des Flugzeuges, d. h. das Reagieren auf den leisesten Druck der Steuervorrichtung. Denn die sogenannten Träger, die schwerfälligen Maschinen, sind dem „wendigen“ Flugzeug im Luftkampf unbedingt unterlegen. Doch die Franzosen und Engländer haben sich einseitig

Im Flugzeugbau nur auf möglichst hohe Geschwindigkeit des Operierens eingearbeitet, wodurch die Sicherheit ihrer Flugzeuge außerordentlich leidet. Daher können die französischen und englischen Führer und Beobachter in den meisten Fällen zu ihren Apparaten nicht das gleiche Vertrauen haben, wie es bei uns der Fall ist. Ebenso wichtig ist auch die Tragfähigkeit, die natürlich die Schnelligkeit und das Steigvermögen möglichst wenig beeinflussen darf. Zuguterletzt aber hängt beim Flugzeug fast alles von einem leistungsfähigen und zuverlässigen Motor ab. Die Erfolge der französischen Flieger im friedlichen Wettbewerb ließen die Franzosen sich rühmen, daß sie uns im Fliegen überlegen seien. Heute aber, nach zweijähriger Kriegsbauer, hat sich dies sehr geändert, wie z. B. das Verhältnis der Verlustziffern zeigt, das in einem der letzten Monate auf dem westlichen Kriegsschauplatz 37:7 im Ganzen, davon 32:2 im Luftkampf betrug. Diese Zahlen sprechen die deutlichste und einwandsfreieste Sprache für unsere Überlegenheit im Luftkampf. Die Entwicklung der Flugzeuge schreitet auch heute noch ununterbrochen weiter. Der Krieg hat das leichte und mittelschwere Flugzeug geformt, das schwere Großflugzeug aber ist noch eine Frage der Zukunft. Ein Vorläufer dieses Typs ist der russische Sikorski-Apparat. Das neueste verbesserte Modell hat vier Motoren im Schälungsweite von ungefähr 600 bis 800 Pferdekraften. Aber bisher erwiesen die Sikorski-Flugzeuge sich als noch lange nicht einwandfrei und darum ziemlich wirkungslos. In diesem Krieg werden diesem Apparat, der die größte Hoffnung der Alliierten ausmacht, sicherlich keine Lorbeeren mehr blühen.

Die militärvolltugne französische Familie. Die über das Problem des Bevölkerungsmangels in Frankreich angestellten Erörterungen und Zeitungsgefechte waren seit Kriegsausbruch so zahlreich und wurden bereits von so vielen Seiten beleuchtet, daß eine neue Beschäftigung mit diesem Thema sich erübrigt, wenn es sich diesmal nicht um einen ganz besonders merkwürdigen und in gewissem Sinne für den so unfreiheitlich gewordenen französischen Geist typischen Vorschlag handelt, der den Pariser im „Figaro“ unterbreitet wird. Da alle bisher geplanten Maßnahmen gegen das in Frankreich noch immer stark verbreitete Zweikinder-System oder, wie man es seit einiger Zeit nennt, sogar das „System des einzigen Sohnes“ mangels Zustimmung größerer Kreise unter den Tisch fielen, kam nunmehr ein scheinbar ebenso phantastisch begabter wie listreicher Herr Charles Lavoisier auf den folgenden Einfall: „Da die Franzosen unbedingt veranlaßt werden müssen, dem Lande mehr Kinder zu schenken, wäre es am besten, in der Weise vorzugehen, daß man das Blutopfer der Bürger nach der Zahl der Familienmitglieder vermindert. Die militärische Dienstpflicht sollte auf den „einzigen Söhnen“ am schwersten lasten und sich in abnehmender Weise auf eine größere Zahl von Geschwistern verteilen. Darum sollte nicht, wie bisher, die Militärpflicht sich auf den einzelnen Mann beziehen, sondern ganz einfach auf die ganze Familie. Jede französische Familie wäre demnach zu sechs Dienstjahren verpflichtet. Ist nun ein Sohn vorhanden, so muß er ganz allein die 6 Jahre ab dienen. Jedes hinzukommende Kind aber nimmt einen Teil dieser Last auf sich. Zwei Brüder z. B. brauchen nur jeder 3 Jahre zu dienen, bei drei Brüdern genügt für jeden einzelnen eine zweijährige Dienstzeit. Auch die Töchter müssen in der gleichen Weise gerechnet werden. Wenn also ein Sohn und zwei Töchter vorhanden sind, braucht der Sohn nur 2 Jahre zu dienen, da die zukünftige Mutterschaft dieser Töchter 4 Dienstjahre wert ist.“ Der Kampf gegen den „Militarismus“ führt also die Franzosen dazu, ihr ganzes Familienleben der Militärpflicht zu unterwerfen. Da aber Herr Lavoisier ein guter Rechner ist und zu fürchten scheint, daß der Kinderreichtum zum Ruin der Flucht vor dem Militärdienst so steigen könnte, daß z. B. eine Familie 12 Söhne besitzt, in welchem Falle keiner ein richtiger Soldat werden könnte, da er ja nach der oben ausgeführten Berechnung nur 6 Monate zu dienen brauchte, wird zum Schluß des großartigen Vorschlags bemerkt, daß natürlich trotz allem für jeden Franzosen ein volles Dienstjahr patriotische Pflicht bleiben müsse. . .

Wie die englischen Kaufleute den Sonnabend achten. Der Sonnabendnachmittag wird in England zur Friedenszeit bekanntlich als Bußtag betrachtet, da bei den Briten die sehr streng durchgeführte Sonntagsruhe bereits Sonnabendnachmittag 2 Uhr beginnt. Der Krieg hat auch diese Sitte aufge-

hoben, und die Art und Weise, wie die Londoner Kaufleute den gewonnenen Nachmittag ausbeuten, ist für ihren nicht weniger als demokratischen Egoismus charakteristisch. Am Sonnabend bekommen nämlich die Arbeiter ihren Wochenlohn, und darum benützen sie die Nachmittags- und Abendstunden, um ihre Einkäufe zu besorgen. Dies haben die englischen Kaufleute schnell erfaßt, und sie haben sich auch darauf eingerichtet, indem sie — die Preise für alle Gegenstände am Sonnabendnachmittag beträchtlich erhöhen. Die Arbeiter sind auf diese wenigen Stunden angewiesen und müssen daher wohl oder übel die geforderten Summen bezahlen. Dies ist, wie „Daily News“ schreibt, bezeichnend für die Haltung großer Kaufmannskreise in London während des Krieges, die zwar bei Wohltätigkeitsveranstaltungen durch angeblichen Patriotismus glänzen, andererseits aber an dem arbeitenden England in der geschilderten Weise geradezu Erpressungen ausüben. Auch die Behörden sind bereits auf die merkwürdige Erscheinung der erhöhten Sonnabend-Preise aufmerksam geworden, fanden jedoch bisher nicht den Mut, gegen diese Art von Handelsgeist energisch einzuschreiten.

Einiges über die Herstellung von Armeekonserven. Im Hinblick auf die höchste menschliche Kraftentfaltung, die der Krieg bedeutet, ist eines der wichtigsten Erfordernisse für die Erhaltung der Kriegstüchtigkeit des Heeres eine regelmäßige und gesunde Nahrungszufuhr. Dies ist die unerläßliche und ursprüngliche „Munition“, und die Bewältigung der großen Aufgabe gehört zu den grundlegendsten Pflichten des Hinterlandes. Bei der heutigen Ausdehnung der Kampfzonen kommt in der Frage der Heeresversorgung mit Nahrungsmitteln vor allem die Herstellung von Konserven in Betracht. Um das Durchhalten und das Getragen aller Anstrengungen möglich zu machen, sind drei Hauptgruppen von Nährstoffen erforderlich, nämlich Proteine, Fette und Kohlehydrate. Protein ist das Eiweiß des Vogeleis, das Albumin des Fleisches und Blutes und der Milch sowie das in Pflanzenteilen enthaltene Pflanzenprotein. Die Fette können sowohl tierischer wie pflanzlicher Herkunft sein, die Kohlehydrate schließlich sind die im Getreidemehl und in Kartoffeln enthaltene Stärke sowie die verschiedenen Zuckern. Zu diesen drei Hauptgruppen müssen sich noch Genußmittel, wie Obst, Kaffee, Tee, Wein und Bier gesellen, um die Verdauungsorgane in Tätigkeit zu erhalten. Diese Betrachtungen bilden die Grundlage für die Herstellung der Armeekonserven. Das Konservenwesen allein ermöglichte es der Heeresverwaltung schon in Friedenszeit Vorräte von lange haltbaren Genußmitteln für die Armee anzulegen. Die wichtigsten Heereskonserven sind, wie Dr. A. Rohe im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ ausführt, Wurstfleisch, Suppenwürfel und Trockenkartoffeln. Da die Flotte in weit größerem Maße als das Heer auf ihre mitgeführten Vorräte angewiesen ist, besitzt sie außerdem Fisch-, Gemüse-, Butter-, Milch- und Obstkonserven. Die Herstellung der Armeekonserven erfordert eine besonders genaue Befolgung der schärfsten hygienischen Vorschriften, und auch hierfür wurde durch unsere Heeresverwaltung bereits in Friedenszeiten in unübertrefflicher genauer Weise Vorsorge getroffen. Darum kann man ohne Übertreibung behaupten, daß es kaum ein anderes Heer gibt, dessen Versorgung mit Konserven gleich gut ist wie die unsrige, jedenfalls aber keines, das uns hierin übertrifft. Der Betrieb in den Heereskonservenfabriken gleicht einer bis ins Kleinste ausgearbeiteten Präzisionsmaschine unter strenger organisatorischer, sozialer und chemischer Kontrolle. Während für verschiedene Konservenarten Privatfabriken herangezogen werden, werden die Fleischkonserven in eigenen Betrieben unseres Heeres angefertigt. Die äußerste Sorgfalt ist darum nötig, weil selbst die geringste Menge von Unsauberkeit Bakterien und Pilze, die verberbliche Zersetzungen hervorgerufen, in die Nahrungsmittel gelangen lassen würde. Von diesen mikroskopischen Kleinwesen, die durch Schiken in Wasser oder in strömendem Dampf getötet werden, kommen essigbildende Bakterien, milchsäurebildende, buttersäurebildende sowie Fäulnisbakterien, Schimmelpilze und Hefepilze in Betracht. Ein wissenschaftlich geregeltes, weitverbreitetes Verfahren dient dazu, sämtliche zur Konservierung bestimmten Nahrungsmittel absolut „keimfrei“ zu machen. Gerade im Hinblick auf die heutigen Ernährungsschwierigkeiten muß betont werden, daß unsere Armee durch die Lückenlos dastehenden Leistungen der deutschen Konservenfabriken unter systematischer Kontrolle sichergestellt ist.



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsgedichte, Romane usw.

* „Das Reich von morgen.“ Roman von Karl Figdor. (Verlag Ullstein u. Co., Berlin-Wien 1916.) Das Leben der Deutschen in Mesopotamien, insbesondere der ganzen, deutschen Gemeinde der Stadt Bagdad, die Leiden und kargen Freuden der Pioniere deutscher Kultur in Südwestasien schildert uns der Verfasser in diesem Roman. Der alte Konflikt zwischen England und Deutschland wird mit zusammengepflanzten Sähen ausgefochten, — denn noch ist Frieden. Die alte Feindschaft, die im Ausland schon fast einem Hass gleich, wo Deutsche und englische Elemente von jeher aufeinandergeklungen sind, darf sich noch nicht auflösen, denn die Deutschen im Mutterland wollen und sollen von diesen Vorpostengeplätzen nichts wissen, die doch seit Jahrzehnten unseren deutschen Brüdern dort draußen das Leben verbitterten und erschwerten. Sozialpolitisch ist „der Roman der Bagdadbahn“ hochinteressant, doch die Fabel an sich ist bekannt durch Schumachers Roman „Schwert und Frieden wider Albions Gold“, fast das gleiche Problem. Der athletische Deutsche — natürlich hat er das Herz eines Kriegers, das haben die großen starken Romanhelden ja so an sich — läßt sich von der kleinen hübschen Engländerin für die Ehe fangen und wird von seiner Frau bei Ausbruch des Krieges, der ihre Mitternachten in Berlin hört, reulos und berauscht verlassen. Old England hat seine Tochter wieder. Und Hans findet in einer deutschen Krankenschwester eine alte Jugendfreundin und das Weib seiner Seele.

* Fränze Schnier: „Schuppe im Lazarett.“ (Concordia, deutsche Verlagsanstalt, G. m. b. H., Berlin, SW. 11.) Eine Sammlung kurzer, zeitgemäßer Skizzen meist leichter Art. Nur ab und zu läßt ein tiefer Gedanke aufhorchen. Das kurze Gedichtchen „Schneeflocke“, in welchem der kleine Kurt die zahlreich fallenden Schneeflocken für die vom lieben Gott aus den Eintrittskarten zum Himmel geschickten Papierflieger hält, die während des Krieges besonders häufig zur Erde flattern, wird gut gefallen. Aber auch die übrigen Skizzen, zum Teil aus Zeitungsveröffentlichungen bekannt, werden zufriedene Leser finden. H. G.

* „Tiergeschichten aus dem Weltkrieg.“ Gesammelt und herausgegeben von J. Kammerer. Es ist ein dankbares Unternehmen, die Rolle, die den Tieren in diesem Völkerringen zukommt, aufzuzeichnen. In einem dem Grafen F. von Zeppelin gewidmeten und von dem Vorstand der A. Naturhistorischen Gesellschaft in Stuttgart, Oberstudienrat Dr. A. Lambert, mit einem Vorwort versehenen Bändchen hat der als Herausgeber der Zeitschrift „Der Tierfreund“ wohlbekannte Veranstalter der vorliegenden für jung und alt gleichermaßen lesbaren Sammlung eine Reihe teils ernster, teils heiterer Tiergeschichten aus dem jetzigen Krieg zu einem wohlgeordneten Ganzen vereinigt. Das mit zahlreichen interessanten Textillustrationen nach Aufnahmen aus dem Felde ausgestattete Bändchen ist zugleich ein ehrendes Zeugnis für die deutschen Feldgrauen und die österreichisch-ungarischen Krieger, diese „Barbaren“, die inmitten des Kriegesgetümmels sich ein warmes Mitgefühl für die Tierwelt bewahrt haben.

Lehrbücher.

* Pilzvergiftungen. Aus Anlaß der in jedem Jahre so zahlreich vorkommenden Pilzvergiftungen, häufig mit tödlichem Ausgange, sei auf ein vorzügliches Werk: „Führer für Pilzfreunde“ von Oberlehrer Edm. Michael (Verlag von Köhler u. Bornies in Wida u. i. S.) hingewiesen. Eine kleine (Klein-) Ausgabe ist mit 38 Abbildungen der am häufigsten vorkommenden essbaren und giftigen Pilzsorten ausgestattet. Die Abbildungen wurden nach frisch aus dem Walde geholten Pilzen gemacht, daher sind Formen und Farben wirklich naturgetreu. Die naturgetreue Wiedergabe der Farben wurde auch bei der Vervielfältigung durch den Druck aufs Beste gewahrt, so daß das Werk seinem Namen als „Führer“ wirklich Ehre macht. Die Volksausgabe ist sehr geeignet, bestehende Pilzkenntnisse zu erweitern und das Pilzsammeln zu einem Vergnügen zu gestalten. Nur Unkenntnis verursacht Pilzvergiftungen. Das Michaelsche Pilzwerk erschien in vier Ausgaben: für den Anschauungsunterricht und die Marktpolizei in Tafelform, als Taschenausgabe (3 Bände), als Volksausgabe. Im ganzen werden 307 farbige nach der Natur gemalte Pilzarten veranschaulicht.

* „Aufklärung zur Pilzernte.“ Der Verlag von Werner u. Winter, G. m. b. H., Frankfurt a. M., hat im Anschluß an den Erlaß des Präsidenten des Kriegsernährungsamtes in Berlin, betreffend „Die Ausnutzung der Pilzernte“, eine Tafel „Aufklärung zur Pilzernte“ herausgegeben, welche auf Grund von sachverständigen Gutachten erster, anerkannter Pilzforscher und Kenner die Anerkennung und

Billigung des R. E. A. gefunden hat. Diese Tafel „Aufklärung zur Pilzernte“ von Dr. A. W. Winter gibt eine Übersicht mit den typischen Formen aller in acht Gruppen eingeteilten 1300 Pilzarten und ermöglicht es dem Laien durch die scharf charakterisierende Heraushebung der ungenießbaren und giftigen Pilze die etwa 200 genießbaren Pilzarten ohne weiteres zu erkennen, so daß eine restlose Ausnutzung der Pilzernte der Felder, Wälder und Wiesen gewährleistet wird, welcher Umstand gegenwärtig für die Volksernährung von hoher Bedeutung ist. Die Tafel zeigt weiter den gefährlichsten aller Pilze, den Knollenblätterpilz, dessen Genuß tödlich wirkt, in einwandfreien, farbigen, vergrößerten Abbildungen in seinen verschiedenen, biologisch variablen Wachstums- und Altersformen, welche nach Bodenbeschaffenheit, Klima und Standort sehr verschieden sind, von der gewöhnlichsten weit verbreitetsten Gestalt an, bis zur vollkommenen Champignonähnlichkeit und sich überall in Deutschland verbreitet vorfindet. Erläutert werden diese Abbildungen durch eine für jedermann verständliche, einwandfreie Beschreibung. Als weiterer wichtiger Abschnitt folgen „Die zehn Gebote des Pilzsammlers“.

* Tausende, die für den langjährigen Besuch höherer Lehranstalten nicht die erforderlichen Mittel haben oder nicht die nötige Zeit hatten, oder die an Orten wohnen, an denen sich keine höheren Unterrichtsanstalten befinden, haben durch die Selbstunterrichtsbriele der Methode „Rustin“ (Verlag von Bonhoeffer u. Sachse, Potsdam) nicht nur eine umfassende Bildung erworben, sondern auch durch das Studium Prüfungen abgelegt. Namentlich ist die Zahl derer groß, die die Einjährig-Freiwilligen-Prüfung, das Abiturienten-, das Mittelschullehrer-, das Lehramts-Examen, die Seminar-Aufnahmeprüfung bestanden. Der Lehrstoff enthält nur das Maß von Kenntnissen, das für eine umfassende Bildung und zum Bestehen der Prüfungen erforderlich ist.

Zeitschriftenchau.

* Die „Koloniale Rundschau“, Zeitschrift für Weltwirtschaft und Kolonialpolitik (Verlag Dietrich Reimer (Ernst Bohn), Berlin) hat seit der Unterbrechung unserer Verbindung mit unserem überseeischen Besitz durch den Weltkrieg ihr Programm dahin erweitert, daß sie jetzt allgemeine kolonialpolitische Aufsätze bringt und weltwirtschaftliche Fragen behandelt. Wir nennen aus den letzten Heften nur einige Aufsätze, deren Überschriften beweisen, wie reichhaltig die Zeitschrift ist. So enthalten die letzten Hefte Aufsätze über „Englands Kampf gegen den deutschen Handel“, „Ein Sozialdemokrat über Kolonialpolitik“, „Amerikaner und Japaner auf Samoa“, „Türkische Agrarfrage“, „Weltwirtschaftliche Ursachen des Weltkrieges“. Die Zeitschrift der Kämpfe unserer Marine, der Schußtruppen und des Islam wird gewissenhaft fortgeführt.

* Die neueste Nummer 36 der „Schweizer Illustrierten Zeitung“ (Verlagsanstalt Ringier u. Cie., Basingen) ist wieder sehr reichhaltig und interessant zusammengestellt. Sie teilt mit, daß der schweizerische Ingenieur M. U. Schoop ein Metallisierungsverfahren erfunden hat, das es ermöglicht, brenn- und explosiblen Stoffe aller Art z. B. Holz, Papier, Tücher, Spitzen usw. durch direktes Überstreichen mit einer beliebigen Metallschicht zu versehen, die selbst bei einem hundertfachen Wälzen außerordentliche Widerstandskraft besitzt, so daß beispielsweise metallene Patronenhülsen durch metallisierte Papierhülsen ersetzt werden können. Der interessante Artikel mit erläuternden Abbildungen stammt aus der Feder des Professors Dr. A. Ring. Ferner berichtet diese Nummer über eine vergessene Getreideart, die Quailpflanze, die einen Erfolg für unser Korn zu bieten vermöchte, wenn sie nicht vorwiegend in Mexiko und Südamerika heimisch wäre. Und dort hat man es gar nicht nötig, dieser alten Kulturpflanze neue Beachtung zu schenken, denn dort lagern so gewaltige Getreidevorräte, daß selbst die Speicher nicht ausreichen: verschiedene Bilder aus Rio de Janeiro zeigen diese enormen Lager, die einfach unter freiem Himmel errichtet sind.

* Die neueste Nummer der „Eleganten Welt“ (Verlag von Dr. E. Giesler, Berlin) bringt eine Einführung in die neue Spielzeit der Bühnen, der Kino-Theater, des neu erwachten Gesellschafts-Lebens mit einem einleitenden Artikel „Die Saison beginnt“. In Wort und Bild werden die neuesten Bühnenerfolge geschildert. Modisch sehr interessant ist eine Plauderei „Der Pelzmantel“ und ein kleiner Artikel „Kamenzfragen“, der mit einer Reihe hübscher Bilder diese neueste Modelaune schildert. Einen Einblick in eine der schönsten Künstlerwohnungen gibt eine Plauderei über das neue Berliner Heim des früher in Paris ansässigen Malers Eugen Spiro, von dessen Hand auch das Titelbild der Nummer herrührt; es stellt die Schauspielerin Leopoldine Konstantin dar.